

IV.

Wie wir uns bei den Krankheiten der Unfri-
gen verhalten sollen.

Du wirst im weiten Schöpfungsraum
Nie ganz verlassen sehn;
Du wirst des Lebens öden Traum
Mit Lächeln dauern sehn —
Sehn, daß bis an des Grabes Rand,
Dich schwarze Nacht umfließt,
Wenn nur ein Herz an dich sich band.
Und keine kalte Niethlingshand
Dein brechend Auge schließt.

Für nichts ist der Mensch weniger gesichert, als für den Verlust seiner Gesundheit. Unser Körper, so schön und zweckmäßig er eingerichtet ist, so verletzbar und hinfällig ist er auch. In sich selbst trägt er den Saamen zu tausend Zerrüttungen, die seine Kräfte schwächen, seine Wirksamkeit hemmen, und ihn auf ein schmerzvolles Lager werfen können. Weder Hoheit noch Ehre, weder Macht noch Reichthum, sichern ihm seine Gesundheit; ja selbst die größte Sorgfalt und Schonung vermag nicht immer und nicht alles von uns abzuwenden, was unserm Körper schädlich und dem Wohlsseyn desselben entgegen ist.

Diese

Diese Empfänglichkeit für Krankheiten und damit verbundene Schmerzen gehört mit zu unserer Natur. Sie ist unzertrennlich vom Menschen, und der Schöpfer konnte uns nicht davon befreien, ohne unser ganzes Wesen zu ändern, und uns zugleich tausende der schönsten Freuden zu rauben, die in dieser Schwachheit und Hinfälligkeit ihren Grund haben. Eben darum bleibt auch nicht leicht ein Mensch ganz frei von Krankheiten und körperlichen Beschwerden, — wenigstens wird es nicht leicht eine Familie geben, wo nicht auch Sorgen dieser Art zu Zeiten sich einfinden, und uns, bald für den Gatten, bald für das Kind, bald für die übrigen Angehörigen und Freunde fürchten lassen.

Es ist nicht gleichgültig, wie wir uns unter solchen Umständen gegen die Unsrigen verhalten; vielmehr hängt davon ihre, und nicht selten auch unsere Ruhe ab. Das weiß gewiß jeder, der schon einmal von Krankheit und Schmerzen heimgesucht wurde, und das Wohlthätige und lindernde der treuen Fürsorge der Seinigen aus Erfahrung kennen lernte. Es weiß es jeder, der nicht ganz unbekannt ist mit den Leiden der Menschheit und mit den Bedürfnissen des Leidenden. — Auch liegt es so nahe, was die Pflicht hier von uns fodert, daß es kaum einer übersehen oder unbeobachtet lassen wird.

Innige Theilnahme an dem Zustande der Unsrigen ist das erste, was wir ihnen unter Krankheiten zu beweisen schuldig sind. Sie erwarten diese auch, und das mit Recht, von uns; denn Empfindungen der Theilnahme beim Anblicke des Leidenden sind so etwas natürliches, daß der in der That schon

sehr ausgeartet und verdorben seyn müßte, der sich ihrer dabei erwehren könnte. Kranke gehdren nun aber gewiß unter die Zahl der Leidenden — ihr Zustand kann uns also auch nicht gleichgültig lassen.

Oder wäre es möglich ohne Empfindung zu bleiben, wenn wir den, sonst starken und gesunden Mann, jetzt, von Krankheit überwältiget, schwach und entkräftet darnieder liegen sehen? Gienge nichts in unserer Seele vor, wenn seine entstellten Züge, und der Ausdruck des Kammers auf seinem Gesichte, uns die große Veränderung ahnen lassen, die sein Innerstes erlitten hat? Sollten wir ohne Bedauern seine Unbehülflichkeit, seine Ohnmacht und das tägliche Schwinden seiner Kräfte wahrnehmen können? und würde unser Herz nicht erschüttert, wenn seine Klagen über Schmerzen und seine Bitten um Hülfe uns seinen Zustand als den traurigsten schildern? — Ja, wenn uns jemand auch nichts weiter angeht, kein Freund und kein Verwandter von uns ist, so wird doch in unserer menschlichen Seele die Saite von selbst wiederstönen, die durch seinen Anblick so stark berührt wurde; wir werden fühlen, daß er leidet, und dies Gefühl wird sanfte Regungen des Mitleids hervorbringen. Theilnehmende Thränen werden sich in unser Auge drängen und zur Ehre der Menschheit und zum Beweis der Güte unseres Herzens sich mit den seinigen vermischen.

Sind das die Empfindungen, welche sich unsrer beim Anblick der leidenden Menschheit überhaupt bemächtigen, o, dann haben wir auch dreimal mehr Ursach, Theil zu nehmen, wenn der durch Krankheit Geschwächte, und durch namenlose Schmerzen Gebeugte, einer unserer Angehör-

gehörigen, unser Gatte oder Kind, unser Vater, oder unsere Mutter, unser Bruder, oder unsere Schwester ist. Da sollte doch keine Kälte und Gleichgültigkeit an uns zu entdecken und wir sollten ganz Mitgefühl seyn! Ihre Schmerzen sollten wir als die unsrigen, ihren Zustand als den unsrigen betrachten, und unser Herz sollte stets ihren Klagen offen stehen.

Geschähe das, recht wie es sollte, o dann würden unsere leidende Angehörigen und wir selbst ungesmein dabei gewinnen. — Wir würden dann alles, was zu ihrer Erleichterung und zu ihrem Troste beitragen könnte, mit größter Sorgfalt ausspähen, und die Art, wie wir ihnen unsere Dienste leisteten, würden genugsam zeigen, daß es uns nur um ihr Wohlseyn und um ihre Zufriedenheit zu thun wäre. Es würde dann keiner der Unsrigen, außer den leiden, die er schon fühlt, auch noch den Schmerz haben, zu sehen, daß man sich ungern, oder doch nur nothgedrungen seiner annimmt; daß man seine Wartung als eine Last betrachtet, der man gern überhoben wäre, und man würde es ihnen an nichts von dem allen fehlen lassen, was wir, in unserer Lage, ihnen leisten können! — Glaube es nur, dem Kranken ist zuverlässig eben so sehr mit unserer Theilnahme, als mit unserem Beistande gedient! Die Sorgsamkeit der Seinigen ist ihm eben so gut Linderung seines Schmerzes, als die Arznei, die man ihm reicht und er würde vielleicht oft lieber diese entbehren, wenn er jene dabei vermiffen sollte.

Bei alle dem weiß es jeder, daß es zu Zeiten schwer hält, in der Nachsicht und Schonung gegen seine kranke

Angehörige nicht zu ermüden. Das Anhaltende ihres Hülfbedürftigen Zustandes befördert oft eine gewisse Gleichgültigkeit dagegen, und ihre eigene mißvergnügte Stimmung und ihr launiges und mürrisches Wesen macht uns nicht selten auch verdrießlich und ungeduldig. Aber auch dagegen hilft innige und aufrichtige Theilnahme an ihrem Geschick am sichersten. Ist diese wirklich in unserer Seele vorhanden, o, so läßt sie uns auch nicht hart und nicht unempfindlich werden. Sie hält uns ab, ihnen so manches zuzurechnen, was doch nicht ihre — sondern allein Schuld der Krankheit ist, und sie macht uns unverdrossen und willig, wenn wir gleich noch mehr, als bis dahin, für ihre Wartung und Pflege thun müßten. — Es ist ja (sagen wir dann zu uns selbst) es ist ja einer meiner Angehörigen, dem ich durch meine Theilnahme nützlich werde! Wer hätte also wohl mehr Beruf und eine größere Verpflichtung dazu, als ich sie habe? und an wen sollte er sich wenden, wenn die, die ihm die nächsten sind, bei seiner Hülfbedürftigkeit gleichgültig bleiben? — Wohl mir, daß ich gesund bin und ihm beistehen kan! Gern will ich aus allen Kräften mich seiner annehmen; seine Wohlfarth ist ja die meinige; und sollte es mir auch zuweilen schwer fallen, nun so will ich dennoch nicht ermüden, und das süße Bewußtseyn, die Leiden eines Unglücklichen gelindert und verkürzt zu haben, als meine schönste Belohnung ansehen!

Für den, der so gegen seine franke Angehörige denkt, kann nun aber auch in der That nichts erwünschter seyn, als die Belohnungen, die des Theilnehmenden in der
 Ferne

Ferne warten! Hat er das Vergnügen, die Seinigen wieder aufleben und sich bessern zu sehen, o welche reine Freude durchströmt da sein Herz! Mit Recht schreibt er sich zum Theil ihre Wiedergenesung zu; ihr Glück wird das seinige, und wenn er zuvor mit ihnen weinte, so ist er nun auch wieder desto froher mit ihnen. — Hat es aber die Vorsehung anders beschlossen; sind seine Bemühungen vergeblich; o, was kann mehr belohnen, als der letzte heiße Dank seiner sterbenden Freunde? Was kann mehr trösten, als die Ueberzeugung, ich habe meine Pflicht gethan — gern gethan! Hätte ich sie retten können, nichts würde mir zu theuer gewesen seyn! und mit Vergnügen würde ich noch mehr für ihre Erhaltung aufgeopfert haben!

Leider wird diese Theilnahme gegen kranke Angehörige, so natürlich sie ist, nicht in allen Familien angetroffen! Es giebt noch Häuser, wo man den Zustand der Seinigen weniger zu Herzen nimmt, ihre Leiden mit mehr Gleichgültigkeit betrachtet, und sorgloser um ihre Erhaltung bleibt! Der Grund dieses pflichtwidrigen Verhaltens liegt gewöhnlich in dem Mangel an Zuneigung des einen gegen den andern. Die Bande, die so nahe vereinigen sollen, sind hier loser, dort drückender geworden; man fühlt überhaupt nichts für einander — was Wunder also, wenn man auch in Krankheiten nur so viel thut, als man nothgedrungen thun muß, übrigens aber wenig oder keine Theilnahme blicken läßt! — Zuweilen wirkt aber auch der Eigennuß so gewaltig auf die Empfindungen der, von ihm beherrschten Menschen, daß er zu Unnatürlichkeit verleitet und selbst die Herzen kalt und

fühllos werden läßt, welche sonst sehr warm und liebevoll geschlagen hatten. Wöge es aber doch liegen, woran es wolle, die Reue bleibt nicht aus! Früher oder später erkennt man sein Unrecht. Die Erinnerung, daß man den Seinigen weniger gewesen sey, als man ihnen hätte seyn sollen, betrübt schmerzlich, und wehe dem, der sich außer Stand gesetzt sieht, seine Unterlassungsfünden wieder gut zu machen! Er wird nie ganz frei von marternden Vorwürfen des Gewissens werden, und die Schuld seiner Fühllosigkeit lange und hart büßen müssen!

Theilnahme ist also das erste, was wir an kranken Angehörigen zu beweisen verbunden sind. Davon durchdrungen werden wir nun aber auch ferner alle gehörige Mittel anwenden, diese, uns so theure Personen zu erhalten.

Der liebevolle und gütige Vater der Menschen sorgte dafür, daß die Natur mannigfaltige Heilkräfte in sich faßte, deren Anwendung und Gebrauch uns in sehr vielen Fällen die verlohrene Gesundheit wieder giebt. Die Erde nährt in ihrem Schooße so manche Kräuter und Pflanzen und Säfte, die, gehörig bereitet, einen überaus wohlthätigen Einfluß auf unsern kranken Körper haben. — Auch giebt es Menschen, deren Beruf es mit sich bringt, sich die hieher gehörigen Kenntnisse einzusammeln, sie durch Erfahrung und Nachdenken zu vermehren, und uns, wenn Krankheit und Schmerzen uns niederwerfen, durch ihren Rath nützlich zu werden. — Jeder Mensch weiß also was er zu thun hat, im Fall ihm oder den Seinigen ein körperliches Uebel zustößt und seine Gesundheit zu untergraben anfängt. Er muß die,
ihm

ihm dargebotenen natürlichen Mittel gebrauchen, und durch Hülfe des Arztes seine Wiederherstellung zu befördern suchen.

Mehrentheils geschieht das auch, und kein vernünftiger und gutdenkender Mensch unterläßt es, sich auf diese Art die Erhaltung der Seinigen zu sichern. — Zuweilen sehen wir doch aber auch solche, die aus Aberglauben und insbesondere aus einem mißverstandenen Vertrauen auf Gott, auf Abwege gerathen und manches gute Mittel, den Ihrigen zu helfen, ungenutzt lassen. Sie denken denn bei sich selbst: „Wenn es Gottes Wille ist, sie mir zu erhalten, wird er es auch ohne mein Zutun können! und soll ich sie verlihren, so stemme ich mich umsonst seinem Rathschlusse entgegen!“ — Wie thöricht ein solcher Glaube und das daraus fließende Verhalten sey, wird in der That nicht offener, als wenn man sie fragt: warum sie nicht immer so, auch unter anderen Gefahren, die ihrer oder der Ihrigen Wohlthat drohen, handeln? Sie sehen zum Beispiel dem Feuer, das ihre Wohnungen ergriffen hat, mit aller, Menschen möglichen Anstrengung, Grenzen; sie geben dem Strohme, dessen wilde Fluthen ihre Felder und Wiesen zu überschwemmen suchen, eine andre unschädlichere Richtung; ja sie betrüben sich, wenn ihnen, wiewohl zu spät, noch ein Mittel angewiesen wird, durch dessen Anwendung das Leben der Ihrigen vielleicht noch zu verlängern gewesen wäre. — Dürften sie das alles thun, wenn ihre Voraussetzung, daß Gott schon, auch ohne ihre Mitwirkung, helfen werde, richtig und gegründet wäre?

Menschen, die mit Vorbeziehung der, von Gott geordneten natürlichen Wege, ihre oder der Ihrigen Gesundheit nur durch seinen unmittelbaren Einfluß, wie der zu erhalten hoffen, handeln aber nicht nur thöricht, sie verrathen auch, bei aller vorgegebenen Frömmigkeit, einen sehr irreligiösen Stolz. — Sie halten sich für so wichtig, daß der Allmächtige ihretwegen Wunder thun, den lauf der Natur ändern, und die einmal eingeführte Ordnung der Dinge stören werde. Auch ihre Gebete zum Allerhöchsten drücken nicht selten diesen Wunsch ganz deutlich aus, und sie wollen Zeichen und Wunder sehen, wenn sie glauben sollen!

Diese thörichte Einbildung, die manchen vom Gebrauch der natürlichen Mittel zur Genesung ganz abhält, veranlaßt hinwiederum andere, zu allerhand abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, auf diese mehr, als auf jene zu bauen, und so die Gesundheit und das Leben der Ihrigen auf eine unverantwortliche Weise auf das Spiel zu setzen, oder zu Grunde zu richten. — Das eine ist so unrecht, wie das andere, und wehe dem, der sich dazu versteht, und der Worte des Göttlichen vergißt: Du sollst den Herren, deinen Gott nicht versuchen!

Religion und Vernunft wollen es also, daß wir bei den Krankheiten der Unserigen die gehörigen Mittel, wodurch ihre Kräfte gestärkt, und ihre Tage verlängert werden können, sorgfältig gebrauchen. Jeder, der die Seinigen liebt, und wirklich Theil nimmt an ihrem Geschick, wird es auch gern thun. Er wird sich, weder durch Verschümmiß noch Mühe,
noch

noch durch Kosten und Aufopferungen zurück halten lassen, ihnen Hülfe zu schaffen; er wird auf alles aufmerksam seyn, was ihren Zustand ändern und ihre Schmerzen verringern kann, und so, von allen Vorwürfen frei, das schöne Bewußtseyn davon tragen, daß er seine Pflicht als Mensch und als Christ gegen die, die ihm die nächsten sind, redlich erfüllt habe.

Vertrauen auf Gott und Glaube an seine alles regierende Vorsehung ist zuletzt noch einem jeden zu wünschen, der das Unglück hat, seine geliebten Angehörigen krank danieder liegen zu sehen. — Es ist natürlich, daß wir selbst leiden, wenn die, mit denen wir so nahe verbunden sind, mit Krankheit und Schmerzen kämpfen. Ihr hülfbedürftiger Zustand thut unserem Herzen wehe und wir bedürfen der Tröstungen und Aufmunterungen oft eben so sehr, als sie selbst ihrer bedürftig sind. — Dieser Kummer und Gram, den wir über die Leiden der Unsrigen empfinden, wird bei vielen auch noch dadurch sehr vergrößert, daß sie es sich nicht bergen können, wie auch ihr äußerer Wohlstand dadurch in Abnahme geräth und verringert wird. Ist es zum Beispiel der Ernährer oder Versorger einer Familie, den körperliche Uebel auf das Lager werfen, so leidet gewöhnlich zu gleicher Zeit das Einkommen; der Verdienst wird geschmälert, und man sieht sich umringt von Verlegenheit und Noth. Sind es die Kinder, oder andere Glieder des Hauses, so werden die Ausgaben vermehrt und die Sorgen für die Zukunft häufen sich. — Unter solchen Umständen hat man allerdings des Glaubens an Gott und göttliche Vorsehung nöthig, um Muth

zu behalten und nicht zu verzweifeln! Wenn du daher von Prüfungen der Art solltest heimgesucht werden, so erhebe deine Gedanken von der Erde zum Himmel, von Menschen zu Gott, und sprich mit christlichen Sinne zu dir selbst: „Es ist des Vaters Wille! des Vaters Wille ist gut. Nur von ihm kommt Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, und ohne seine Zulassung fällt kein Haar von meinem und von ihrem Haupte!“ Ueberzeuge dich dann aber auch davon, daß er dir und ihnen nicht mehr auflegen werde, als du und sie zu tragen im Stande sind, und höre nicht auf, für ihre Erleichterung und Rettung zu sorgen!

Allein nicht immer bringen die angewandten Mittel die gehofte Wirkung hervor. Zu unserem Schmerze sehen wir vielmehr oft, daß die geliebten Unfrigen viel dulden und tragen und sich lange und hoffnungslos quälern müssen. Ach! das ängstiget unser Gemüth; das beunruhiget unsere Seele; das nimmt uns die noch übrige Fassung vollends; das bricht — und wenn wir auch alles andere nicht achteten — unser Herz, und schlägt uns zu Boden! Ich wüßte auch wahrlich nichts, was in solchen Augenblicken des tiefsten Kummers, wo wir den Gatten, oder das Kind, den Vater oder die Mutter, den Bruder oder die Schwester, so, ohne helfen zu können, leiden sehen — ich wüßte nicht, was uns da aufzurichten und vor Verzweiflung bewahren könnte, als der lebendige Glaube an die Weisheit und Liebe Gottes, der auch auf dunkeln und dornigen Wegen zum Ziele führt, und, indem er zu nehmen scheint, oft mehr giebt, als wir erwarten und verstehen. Ihm sollten wir vertrauen!

Ihm

Ihn walten lassen, und fest überzeugt seyn, daß keines seiner Geschöpfe ohne Noth und über sein Vermögen versucht werde!

Dieser Glaube wird auch dann noch unser bester Trost und unsere sicherste Stütze seyn, wenn alle, selbst die entfernteste Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung, schwindet und wir mit Wehmuth und Besorgniß sehen, daß Natur und Kunst ihre Kräfte fruchtlos anbieten. Er wird unseren Schmerz lindern, unsere Gefühle mäßigen, und die Thränen der Liebe trocknen, mit welchen wir so kummervoll ihr Lager besuchten. Durch diesen Glauben stark gemacht, werden wir beruhigt und gefaßt, dem was kommen könnte, entgegen gehen, und voll kindlicher Ergebung sprechen: „Er gab sie mir; aber nicht für immer sollten sie mein bleiben, sondern nur auf eine Zeitlang meine Tage verschönern und mein Glück begründen helfen! Jetzt fodert er das Geliebene zurück, und in Demuth unterwerfe ich mich seinem Willen! Ganz verlassen bin ich drum aber doch nicht! Er bleibt mir; er wird mich versorgen und beschützen, und mich einst in andern Welten ihnen wieder näher bringen!“